



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 10. Trauer und Treue.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hegelscher und Herbartscher Naturphilosophie, ja gegen Philosophie überhaupt; insofern ist Fechners Buch ein Anachronismus. Für alle Zeiten aber gelten die „Gründe erster Ordnung“ für die Atomistik, zu denen die spätere Wissenschaft nur noch hie und da ein wenig neues Material hinzuzufügen hat.

Wie Fechner die Fortschritte der Physik verfolgte, sieht man auch da, wo man es zu sehen nicht erwartet. So enthält das gegen einen Angriff des Botanikers Schleiden gerichtete Buch: „Professor Schleiden und der Mond“ (1856) eine Menge wertvollen statistischen Materials über die Frage, ob der Mond einen Einfluß auf die Witterungsverhältnisse der Erdoberfläche habe, und in den einleitenden Kapiteln der „Elemente der Psychophysik“ (mit Vorwort vom 7. Dezember 1859) steht eine Abhandlung über „das große Prinzip der sogenannten Erhaltung der Kraft,“ mit welcher nur zwei oder drei Abhandlungen der großen Männer, die das Prinzip entwickelt und ihm allgemein Eingang und Geltung verschafft haben, verglichen werden können; so klar überschaute Fechner die Bedeutung der neuen Errungenschaft, so bedeutungsvoll wendete er das Prinzip an auf die Sinnesreize und ihre Folgevorgänge, die der Empfindung zu Grunde liegen.

(Schluß folgt.)



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

10. Trauer und Treue.

16. März 1888.



Das war eine merkwürdige Woche. Plötzliche schwere Trauer ihre Färbung, bange, schwere Sorge als Einleitung und nun auch als Folge. Man sollte gedrückt sein und wars denn auch, aber man war dabei auch gehoben, wie lange nicht oder so eigenartig noch nie: Druck und Sorge im Gemüte und Erhebung und Größe zugleich in seltsamer Mischung.

Es war, wie wenn im Hause ein Trauerfall eintritt, der schwerste, der möglich ist, längst gefürchtet und längst zu erwarten, und doch nun, da er kommt, mit einer Wirkung, die unerwartet neu ist und auch seltsam gemischt. Man sieht und empfindet den betroffenen Lebenskreis mit einem Schlage verändert, eine Lücke gähnt tief hinein, unausfüllbar, an der Stelle, die für den Kreis der bestimmende Mittelpunkt, der Haltpunkt war. Schmerz ohne ein Ende, Trauer, Sorgen erfassen das Herz, das bisherige Alltagsleben mit allen

Mängeln sieht heiter aus gegen dies düstere Bild. Und doch steigt zugleich daraus etwas empor, still, aber groß, das im Alltagsleben so schwer oder nie zu haben ist, und hebt das Gemüth mit sich auf eine Höhe, die es vielleicht so noch nie gekannt hat, die über Lust und Leid, die Teilung, in der sich gewöhnlich unser inneres Befinden darstellt, wundersam hinaussteigt. Der ganze Blick ist verändert, es ist, als wären einem, wie die Sprache es ausdrückt, Schuppen von den Augen gefallen. Alles Nahe, Kleine, in dem man sonst befangen lebt, als wäre es alles, steht plötzlich in anderm Lichte, denn das Große tritt auf einmal dahinter und darüber empor, ins Weite weisend und von oben alles umspannend, wenn man es auch zunächst nur durch Trauer hindurch und hinter dem Schleier der Thränen sieht. Nichts öffnet ja unsre Seele so tief, und giebt ihr eben damit Weite und Höhe, als Thränen, ihr Schleier ist für die Dinge draußen und drinnen verklärend, giebt ihnen ihre reine, volle Farbe wieder, die vom Alltagsleben erblickt wie ein Bild an der Wand unter dem Staube, den das Leben aufregt. Man sieht in Trauer und Thränen auf einmal wie von Bergeshöhe in die Verhältnisse von oben hinein, sieht wohl auch die Lücken und Schäden genauer als sonst, aber eingetaucht oder eingereicht in das große Ganze, daher in ihrem wirklichen Verhältnisse, nicht so für sich und damit vergrößert, wie unter dem engen, nahen Gesichtswinkel des Alltagslebens. Die Mühe und Sorge der Arbeit im kleinen Kampfe des Lebens ist einmal von großer Ruhe abgelöst, in der gewisse Dinge, Kräfte, Einsichten allein feimen können, die man eben für den Kampf braucht. So kommt es, daß solche Tage herbster Trauer später, wenn man in einer reinen Stunde in sein Leben zurückblickt, wie Höhen erscheinen, von denen man freier und weiter in die Welt hinaus sah, weil man eben durch das Leid in sich selbst erhöhht, reiner, größer und weiter war. Ja wer nur diese einmal gewonnene Höhe dann im Sturme des Lebens treu festhalten könnte! Die Trauer würde ihm mit dieser Treue der beste Segen werden.

So war es, wie da im Hause im Kleinen, im Großen in deutschen Landen in dieser merkwürdigen Woche. Man mußte den Mann davon gehen sehen, der, ohne ein Genie zu sein, sich in die Herzen der Deutschen eingemischt hat mit einer Wärme und in die deutsche Geschichte eingeschrieben hat mit einem Glanze, wie man es sonst nur Genies zutrauen will. Alle Gedanken flogen über das Geschäftsdenken hinweg an das Sterbelager dort unter den Linden, beim Denkmal des großen Friedrich, geteilt freilich durch das Krankenzimmer unten an der sonnigen Küste der Riviera und dann, als der Schlag gefallen war, durch die gefährliche Reise des Kranken in die Heimat zurück, dessen eigne Gedanken über seine Krankheit hinweg an das Sterbelager dort gefesselt waren und an das, was für ihn dahinter aufstieg. Das Sterbezimmer war wie erweitert zu der Weite der deutschen Lande, ja darüber hinaus, daß man von der ganzen Welt reden kann mit der Erhöhung des Ausdrucks, die der tief erregten

Empfindung gemäß ist. Ein französisches Blatt, wohlbemerkt ein französisches, auch eine eigne Freude dieser wunderbaren Tage, der *Matin*, gab dem Verhalt einen überschwänglichen und doch wunderschönen Ausdruck: die Welt ist wie in ein Sterbehaus verwandelt, in dem alles auf den Behen geht.

Überschwänglich, in einer Zeit, wo nüchtern das Stichwort ist! ja du lieber Gott! es giebt Augenblicke zu allen Zeiten, wo das Empfundene im Gefäß der Seele zu solcher Größe und Überfülle anschwillt, daß der überschwängliche Ausdruck dem Bedürfnis gerade der rechte wird, eigentlich auch gar nicht unwahr, denn das Wahre, das Thatsächliche ist dann die große, ungeteilte Empfindung, diese Quelle alles Lebens. Das sind Augenblicke, wo sich das Leben selbst unmittelbar zur Poesie erhöht, sind Feierstunden des Lebens, und so wars in diesen Tagen. Was sind nicht in den Berichten über die Krankheit und das Sterben des Kaisers Wilhelm, in den damit aufgeregten Betrachtungen über seinen Wert und sein Wesen, über die Wirkung seines Abschiedes in Deutschland und im Auslande für hohe Worte gebraucht worden, sie stiegen von Tag zu Tag an Höhe: aber es fiel mir neben aller bewegten Teilnahme einmal auf, und Andre haben mir das herzlich von sich bestätigt, daß sich dabei nirgends die Empfindung einstellte, in der wir Deutschen von heute so scharf geschult sind, als ob die Worte mit dem Gegenstande in Widerspruch träten und über ihn hinaus flögen. Hohe, höchste Worte und doch nicht in das Gebiet der Redensarten oder Phrasen hinaustretend, die man in solchen Fällen so oft mit in Kauf nehmen muß; es war eine wahre Wohlthat für den Geist, eine nationale Genugthuung mitten in Schmerz und Sorgen, ein hocheufreuliches Zeichen der Gesundung, der alle unsre Verhältnisse zustreben. Hier war sie einmal erreicht. War doch der Gegenstand der hohen Worte, der Kaiser selbst, eine durch und durch gesunde Natur, dem denn auch das Höchste zu erreichen beschieden war, hoch über alles Denken und Erwarten hinaus, ein Fall, in dem auch das Überschwängliche einmal wahr werden konnte. Mir fiel auch auf, wie in diesen Tagen in Prosa und Versen Gutes, Bestes, Vollkommenes fast in allen Blättern geleistet wurde, die Schriftsteller und Redner waren eben auch über sich selbst erhöht, fast in jedem Auffsatz oder Gedichte, fast in jeder Rede oder Predigt tauchten ganz neue Wendungen auf, die einen mit tiefer Wahrheit und Schönheit trafen und wert wären, Redensarten zu werden.

Und wie die Federn von großer, gesunder Empfindung geführt wurden, die eben von selbst Wahrheit für sich verlangt, so brach sie auch im Leben überall aus in Zeichen ohne Ende, daß man auf den Straßen unter der fremden Menge wie im Familienhause ging. Ein Bekannter, ein Mann von Jahren, ein Gelehrter, mit dem ich am Sterbetage ein paar Worte auf der Straße rasch austauschte, faßte sich kurz (es war nicht in Preußen): Es ist einem, als ob man einen Vater verloren hätte. Eine junge Frau aus dem Volke aber hat tief bewegt gesagt, es wäre ihr, als ob sie einen Großvater verloren hätte. Vater

und Großvater — volles Familiengefühl — nun, weiter kanns ein Fürst nicht bringen. So bricht bei tiefstem Empfinden auch das Einfachste, Älteste aus der Tiefe der Seele von selbst aus, denn was die gesuchte rechte, gesunde Lebensform eines Volkes als solchen betrifft, so kann auch die weiseste oder scharfsinnigste Philosophie zuletzt keine bessere oder andere als Ausgangspunkt finden, als sie da die tief erregte Empfindung unbewußt frisch weg aus sich selbst nahm, d. h. die Form der Familie, aus der ja geschichtlich erkennbar Gemeinde, Volk, Staat erwachsen sind. Wie solches Empfinden überhaupt Kindergedanken wieder herauf ruft, lang verschüttete, das erfuhr ich eigentümlich in mir, als am Sterbetage, da die Todesnachricht sich kaum verbreitet hatte, von den Türmen die Glocken, die Herren der Luft, zu läuten anhuben, um der Empfindung, von der die Luft voll war, den Ausdruck zu geben, wie sie das am besten können: da huschte mirs einen Augenblick durch den Sinn, als ob sie das von selbst thäten als Wissende, wie es in Sagen sinnig vorkommt. Als das aber der kritische Gedanke gleich tot knickte mit der Vorstellung der Leute, die am Strange ziehen mußten, da brachs in mir aus mit aller frohen Sicherheit, und das Wasser kam mir in die Augen: ach, die ziehen auch gern am Strange, sie thuns nicht, weil sie sollen, sondern weil sie wollen! Und so wars gewiß, wenn ich auch nicht weiter nachforschen konnte. Auch sonst tauchte in diesen Tagen viel schöne alte und auch neue Poesie auf, immer mit dem scheidenden Kaiser als Mittelpunkt, ja die Umstände gaben sie selbst an die Hand. So der eigene Umstand, daß er gerade am Tage vor dem Geburtstage der Königin Luise starb, deren Gedächtnis er da seit Jahren an ihrem Sarge im Mausoleum zu Charlottenburg zu begehren gewohnt war, wie die Berliner da gern das schöne Standbild der Königin im Tiergarten auffuchen und bei dem Blumenschmuck in treuem Gedächtnis verweilen. Ist es doch für deutsche Herzen überhaupt wie ein heiliger Sammelpunkt der gewiehtesten Erinnerungen voll Schmerz und Erhebung, wie viel giebt es da zu denken! Diesmal nun hieß es unter den Besuchern, wenn die Gedanken sich sammelten, der treue Sohn habe sich gerade gestern aufgemacht, um heute nun selber vor der geliebten Mutter zum Geburtstage zu erscheinen. Man hat dem auch in Versen schönen Ausdruck gegeben.

Und solcher Augenblicke hat es, wenn man sich die ungezählte Menge der Teilnehmenden denkt, in diesen Tagen so viel gegeben, jeder weiß es aus seinem Kreise. Darunter sind auch Augenblicke, wo dem Inhalte, der sich im Gemüt zusammendrängt, auch die Sprache nicht genügt, daß ihr das Weinen nachhelfen muß, wie in der Freude, wenn sie uns zusammengedrängt anwandelt, das Lachen. So haben denn auch Männer, feste Seelen, geweint in diesen Tagen, um sich Luft zu machen. Einer der merkwürdigsten Augenblicke war der, als Fürst Bismarck am Sterbetage das eben Geschehene im Reichstage der Nation von Amtswegen anmeldete, ein Augenblick, in dem sich um die Gestalt des nun heimgegangenen Kaisers Wilhelm, des ersten deutschen Kaisers, wie der Fürst sagte,

die ganze wunderbare Geschichte Deutschlands zusammendrängte wie in einem abschließenden Knoten, am größten, nächsten, deutlichsten natürlich in der Seele Bismarcks selbst, und da sind denn auch dieser festesten Seele Thränen nötig gewesen, um den Augenblick zu überwinden. Das erfuhr man glücklich hinterdrein aus den Berichten von Augenzeugen, die sich nicht bloß staatsmäßig zu halten brauchten, wie der amtliche Bericht, in dem davon nichts stand, nur die Worte des Staatsmannes, die, groß wie der Augenblick selber, mir wie das beste Denkmal für den eben Verewinten vorkamen und durch den Staatsmann, der da für die Welt wie weltgeschichtlich redete, doch auch den Menschen wunderschön färbend hindurchleuchten ließen, dabei den deutschen Mann, den deutschesten von allen, in Sinn und Thaten. Fürst Bismarck, der Eiserne, wie ihn die Welt nennt, vor dem Reiche weinend, nichts kann so schön das Wesen dieser Tage, das Große des Augenblicks beleuchten, groß in Schmerz und Erhebung zugleich, groß in Trauer und Treue.

Vor dem Reiche, d. h. nach der alten Vorstellung gedacht, die in den Zeiten des alten Reiches ganz lebendig war, daß in den Vertretern, den Ständen, das Reich selbst eben nach seinen Ständen gegenwärtig sei, das ganze Reich sichtbar. Was am Reichstage vorging, vor Kaiser und Reich, wie die Formel war, das geschah wie in einem engern Kreise für den ganzen weiten Kreis, der von jenem nur die Fortsetzung war, alles aber zugleich ein Ganzes, ein Kreis, ein Leben, mit dem gekrönten Kaiser als Mittelpunkt. Diese Vorstellung konnte einem bei jener Gelegenheit am 9. März wieder recht deutlich wach werden; macht es doch heutzutage die wunderbare Kunst, Gedanken und selbst klingende Worte blitzartig in die Ferne gehen zu lassen, möglich, das gleichzeitige Zugewegensein Aller beinahe zu einer Wahrheit zu machen, daß der engere Kreis inmitten des Ganzen sich wirklich wie zugleich durch die ganze Weite nach außen erstreckt und Alle an demselben Tage mit einem Zeitunterschiede, der immer geringer wird, im Geiste um ihren Mittelpunkt versammelt sind. So war es an jenem Tage so lebhaft, so allgemein und so eigenartig, wie gewiß noch nie. Es gab dem Geschehenen und Geschehenden gegenüber eigentlich keine Parteien mehr, in deren Reibung sich sonst im Reichstage wie im Reiche das große Leben bewegt oder was das große Leben sein soll, keine Parteien, d. h. Teile, Stücke, es gab da ein Ganzes oder das Ganze, soweit das menschenmöglich ist, wie so noch nie. Selbst die sogenannten Socialdemokraten, mehr als andre Parteien ein Stück für sich, das sich doch wunderbarlich als zukünftiges Ganzes träumt, gingen in das gegebene Ganze ein. Und wenn sie im Dresdner Landtage dem Beispiele der Berliner Genossen nicht folgten, sondern, ihrem Führer folgend, den Saal verließen, als der Vorsitzende verkünden wollte, was sie wußten, als wollten sie sich der Wirkung des Augenblicks nicht unterziehen, nun, so traten sie eben damit aus dem Kreise des Ganzen hinaus, der in diesen Tagen zu einem geheiligten Bannkreise wurde, fest und weit, wie noch nie, zur

geschlossenen Einheit geweiht durch die tiefe Trauer um den gemeinsam Verlorenen, aus der doch die Größe des durch ihn gemeinsam Gewonnenen hoch aufstieg, und durch das Gefühl der Treue, das durch Verlust und Gewinn neu gepflanzt wurde.

Ungezählte Tausende, ja Hunderttausende, standen im Geiste um die hohe Gestalt des Mannes, der nun unter der Weihe des Todes mit tiefer, schöner Ruhe in den Zügen zur ewigen Ruhe gestreckt dalag, zum Ausruhen von einem langen Leben, wie es wenigen beschieden ist, aber auch von einem Tagewerke von einer Größe, daß man nach einem Vergleich sich umsehend unwillkürlich zu Karl dem Großen zurückdenken mußte, den die alten deutschen oder römischen Kaiser in amtlicher Rede als „unsern lieben Vater“ bezeichneten: hier lag der Vater des neuen deutschen Reiches, dessen klare, feste, milde Gestalt hochaufgerichtet in die deutsche Geschichte auf Jahrhunderte hin hinein leuchten wird als mahnender Vater, den Enkeln die rechte Richtung zu weisen.

Und bei solcher Wirkung kein Genie! Das ist ein Punkt, der bei mir und Andern in meinem Kreise sich unter den angeregten Gedanken immer wieder mit in den Vordergrund drängte. Er hat aber auch für unsre Zeit einen ganz besondern Wert, da sie weithin noch an dem Bodensatz des Geniewesens krankt, den sie für den Genietrank selber nimmt, daß damit vor allem gründlich aufzuräumen wäre, wenn wir zu ganzer Gefundung, Kraft und Freude kommen wollen, und damit denn auch zu wahrhaft Genialem, wenn es einmal nicht anders heißen soll. Wir haben es an zwei Fürsten erlebt, in Preußen und in Bayern, die den Thron bestiegen mit dem Lichte oder Scheine von genialem Wesen umgeben, daher mit größten Erwartungen empfangen, und man weiß, wie sie davon gegangen sind, daß alles heimlich oder offen froh war, das Feld wieder für einfaches, treues, zielbewusstes Arbeiten frei zu sehen.

Dies war die Kraft des geschiedenen ersten deutschen Kaisers, ein unaussprechlicher Segen für die Aufgabe, die der deutschen Nation gestellt war, sich nun auch nach außen zu verjüngen, wieder neu aus der Wurzel aufzuleben, wenn sie überhaupt weiter leben wollte, wie es nach innen, im Geiste, wenigstens im innersten Marke schon eigentlich fertig war. Und wie bei dieser riesenhaften Vorarbeit oder Hauptarbeit von innen seit etwa 1750 ein Segen des Himmels auf uns ruhte, daß für die Arbeit nahe beisammen so hoch erlebte Geister und Kräfte gestellt wurden, wie Klopstock, Lessing u. s. w., so traf ein solcher Segen auch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein für die Vollendung der Arbeit nach außen, die immer auch als die Hauptarbeit gelten kann. Daß Kaiser Wilhelm zu dieser Aufgabe, die ihm früh klar geworden war aus der gegebenen Lage der Dinge und auch oft schon ausgesprochen, Helfer fand, wie Fürst Bismarck und Graf Moltke, das ist wirklich wie ein genaues Seitenstück zu der Erscheinung im vorigen Jahrhundert, wie da erlauchete Geisteskräfte von Klopstock bis zu Schiller und Goethe hin auf verschiedensten Wegen doch

in einer Richtung und zu einem Ziele einander in die Hand arbeiteten. Aber indem ihr Gebäude glücklich fertig wurde, doch nur ein lustiges, wie in den Wolken, brach auch das Sehnen und Bedürfnis darnach aus, daß ihm nun ein fester Bau auf dem Boden würde, aus den zerfallenen Baustücken des alten Reiches herzustellen nach neuem Grundriß. Ein Wort Th. Körners im Abschiede von Wien vom Jahre 1813, mit dem er sich von seiner bisherigen Kunstwelt verabschiedet und vor ihr rechtfertigt, daß er sich und ihr nicht untreu werde:

Laßt mich der Kunst ein Vaterland erschreken,
Und gält' es auch das eigne wärmste Blut,

dies Wort des Jünglings, von edelstem eigenem Aufschwung eingegeben, bezeichnet genau die Aufgabe, wie sie von der deutschen Geschichte gestellt war, und nun ist sie denn gelöst.

Überhaupt war in diesen Tagen, wo die deutsche Geschichte sich wie zu einem zugleich abschließenden und weiterweisenden Knoten zusammenschloß, der Geist angeregt und eingeladen, zurückzudenken eben an dem Lebensfaden entlang, der nun da als fertig abgeschnitten wurde vom Nocken des Ganzen. Denkt sich doch ganz anders noch, wenn der Geist von tiefer, gesättigter Stimmung getragen ist, als mit bloßen Gedanken, was man sonst so nennt, weil nur Stimmung ein Ganzes als solches erfassen kann. Und welches Ganze war hier zu überdenken! Wie weit und umfassend und bedeutsam führt jener Lebensfaden in das Werden zurück, aus dem unser Heute stammt, von einer Höhe, die in unsrer Geschichte kaum ihres Gleichen hat, über seltsame Absätze hinweg in eine Tiefe, die schon damals die tiefe Erniedrigung Deutschlands genannt wurde, nachher gesteigert zur tiefsten Erniedrigung. Aber wenn man noch weiter zurück denkt, tritt einem solche Erniedrigung auch um Jahrhunderte rückwärts schon entgegen, bei der sich einem früher das Herz zuschnürte, wie seit 1870 doch so nicht mehr. Was im Faust in Auerbachs Keller Frosch singt: „Das liebe heilige römische Reich, wie hält's nur noch zusammen?“ Worte, die auch der Censor durchließ, so wenig galt an Amtsstelle das Reich noch — diese verwunderte Frage paßt schon für unser fünfzehntes Jahrhundert oft genug als rechtes, weltgeschichtliches Motto. Mich führte der Zufall in jene Zeit gerade an dem Tage, wo der Kronprinz nun als Kaiser Friedrich III. wieder auf den deutschen Boden kam, ins Jahr 1473 nach Trier, wo der damalige Kaiser Friedrich III. als Gast Karls des Kühnen war, zum Zwecke wichtigster politischer Verhandlungen, aber vor dem Herzog eine so traurige Rolle spielte als Vertreter des Reiches, daß er es vorzog, bei nächtlicher Weile unvermutet abzureisen. Schärfer konnte einem der Abstand von damals und heute nicht zu Gefühl kommen.

Die alte große Idee des römischen Reiches von Karl dem Großen her,

daß es eigentlich die ganze Christenheit, ja die ganze Welt umspannen und zu einem Ganzen zusammenhalten solle, eine Idee, die nicht leben und nicht sterben konnte, aber immer mehr ins Sterben kam, wie fern liegt sie nun der Zeit. Und doch konnte man in diesen Tagen daran erinnert werden, als ob sie mit ihrem besten Kern wieder mit aufgelebt wäre, aber in gesunder Weise, unbewußt und ungewollt. Denn an der Bahre Kaiser Wilhelms und bei seinem Leichenbegängnis offenbarte sich über Erwarten eine Teilnahme aller europäischen Staaten und Völker, fielen Äußerungen in Blättern wie aus amtlichem Munde, als ob Europa überhaupt den als verloren empfände, der als Schirmvogt des allgemeinen Friedens und Gedeihens unentbehrlich geworden war. Ein solcher Friedensfürst nach solchen Siegen! Nun, und dessen sind wir freudig sicher, sein Nachfolger tritt in diesen selben Sinn ein wie in ein teures Vermächtnis, und wir Deutschen alle mit ihm.

Überhaupt ist das der Gesichtspunkt, in der ganze Massen durch das Ereignis aufgeregter Gedanken und Empfindungen von selbst ihren rechten Schluß finden, daß wir damit in ein Vermächtnis eintreten mit seinen Rechten und Pflichten, die uns der Genius der Nation und der Weltgeschichte als Erben Kaiser Wilhelms überweist. Es war in den gehobenen Stunden dieser Tage eine und dieselbe Empfindung, die dem Augenblicke zugekehrt Schmerz und Trauer war, der Zeit und Zukunft zugewendet aber von selbst zu solchem Entschluß und Willen wurde, bewußt oder unbewußt in Allen. Fürst Bismarck schloß mit dem Gedanken dieses Vermächtnisses seine Todesmeldung am 9. März im Reichstage ab: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale Ehrgefühl, vor allen Dingen die treue, arbeitssame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes, die in dem dahingeshiedenen Herrn verkörpert waren, mögen ein unzerstörbares Erbteil der Nation sein, welches der aus unsrer Mitte geschiedene geliebte Kaiser uns hinterlassen hat. Ich hoffe zu Gott, daß dieses Erbteil bei uns allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldennut, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt wird.“ Wer konnte auch so befugt und berufen sein als Bismarck, zum Reichstage und zum Reiche so zu reden, zur Gegenwart und zur Zukunft, auch das bezeichnete die einzige Höhe des Augenblicks aus tiefster Trauer gewonnen. Aber eigentlich sprach doch durch ihn die nun stumme Heldengestalt des Kaisers selbst so zur Nation, und sie wird so weiter sprechen und wirken, das ist auch von andern Rednern und in Tagesblättern in verschiedenster Weise gesagt oder angedeutet worden. In dem Nachrufe in der Münchner Allgemeinen Zeitung vom 10. März heißt es: „In frischerer, lebensvollerer Kraft, als das versteinerte Bild Kaiser Rothbarts, mag der erste Kaiser des neuen Reiches im Herzen des deutschen Volkes fortleben. Denn Wilhelm von Hohenzollern war die leibhaftigste Verkörperung jener Tugend, welche seit den Zeiten der alten Helden sagen als die erste und beste der Deutschen gepriesen wird. Als das Bewundernswerteste an

ihm hat man die Pflichttreue genannt; aber es war mehr, es war die Treue schlechtthin und allerwege, die Treue gegen sich, sein Haus, gegen Andre, sein Volk, gegen Gott den Allerhöchsten.“

Sa die deutsche Treue, die Treue schlechtthin ist bei uns noch keine bloße Sage geworden. In alter Zeit umspannte und umschloß sie eigentlich als höchste Tugend alle andern, war wie der geistige Kitt aller Verhältnisse, in denen sich das Ganze im Großen und Kleinen bewegt. Und sie thut jetzt noch und immer Wunder, wo sie waltet, thut sie allein. Jeder weiß, was im Leben in irgend einem Kreise mit seinen stillen oder offenen Kämpfen und Stürmen eine treue Seele wert ist, wenn sie zumal mit Klarheit und Kraft gesegnet ist, wie sie da dem Ganzen, wenn es in sich schwankt und erzittert, zum rettenden Mittel- und Schwerpunkt werden kann. Aber die rechte Treue schlechtthin ist eigentlich von selbst zugleich stille Kraft und Klarheit, weil sie fest und tief in sich selbst ruht. Nun weiß auch jeder, daß Kaiser Wilhelm eine solche Seele war, die denn auch mit ihrer schlichten Treue, Klarheit und Kraft ihre Wunder gethan hat an dem deutschen Ganzen, daß es an ihm aus seinem langen, schwankenden und zitternden Suchen heraus sich selbst hat wieder finden können.

Kaiser Wilhelm als eine echt deutsche treue Seele, das liegt nun vor aller Augen, nein, es lebt in allen Gemütern. Denn daraus erklärt sich auch die Liebe, die er sich erworben hatte, eine allgemeine Liebe, die wunderbar erscheinen darf, wenn man an die Stimmung denkt, die ihm bei der Thronbesteigung entgegentrat, von den Irrungen von 1848 her, eine Stimmung, die fast die Farbe des Hasses hatte. Und nun hat sich das ins vollste Gegenteil verkehrt, daß ihm immer mehr und weiter ein Vertrauen zuwuchs, wie es eben nur aus gefühlster Treue kommt: wer treu ist, dem traut man, wo man sonst keinem traut, „Treue um Treue“ sagt das alte schöne Wort. Die Stimmung, die er sich im Reiche und weit darüber hinaus, auch ganz abgesehen von seinen politischen Thaten, als Mensch erworben hatte, das trat bei seinem Scheiden überraschend hervor, war allgemeine Neigung, diese freie Hingabe der Seele, ihre freieste That, die nie geboten werden kann. Es war, was man im Hausdeutsch „lieb haben“ nennt, unter Umständen, wie hier, wohl noch mehr als „lieben.“ Welcher Fürst oder Mensch kann es weiter bringen?

Und noch eine Eigenschaft, die auch das Ausland als eine deutsche lobt, hatte in ihm einen rechten Vertreter, die Gemütlichkeit, das viel mißbrauchte Wort im besten Sinne genommen, als Äußerung des ganzen Wesens, das ruhiges Behagen tief in sich hat und darum auch um sich verbreitet, es mag wollen oder nicht, das aber auch bewußt als allgemeines Wohlwollen helfend und fördernd rings herum wirkt, weil es auf tiefer, eigner Güte ruht, die selbst nur in wohllichem Wesen um sich herum ihr Genügen findet. Sie ist eigentlich der Treue schlechtthin nah verwandt, beide sprießen aus einer Wurzel. Nichts ging von Kaiser Wilhelm aus, was man las oder hörte, Begrüßungen oder

teilnehmende oder Dankesworte oder Glückwünsche u. s. w., nichts, das nicht den schönen Hauch des schlichten, tiefen, deutschen Gemüts auf sich und in sich hatte, seine kaiserlichen Worte waren immer zugleich rechte, gute, deutsche Worte in diesem Sinne — und sein Nachfolger zeigt das glücklich auch. Das hat aber für Deutschland in seiner Lage, wie sie war, einen ganz eignen, ja hoch politischen Wert gehabt. Denn es hat wesentlich mit möglich machen helfen, was noch vor drei, vier Jahrzehnten ganz unmöglich aussah, daß man nämlich in deutschen Landen außer Preußen dieses auch als recht deutsch ansehen und fühlen lernte. Das war ja neben der politischen Einigungsfrage, als sie für den Verstand schon entschieden war, eine zweite, tiefer liegende, aber eigentlich die Hauptfrage, daß auch die Stimmung, die Neigung, das Gemüt zur Rede des Verstandes ihr freies, freudiges Ja sagen lernte. Man muß sich erinnern, was man noch in den sechziger Jahren in Bayern, Württemberg, Hessen u. s. w. für Äußerungen über den Berliner, den preußischen Geist zu hören bekam, auch von Bestgesinnten, wie auch z. B. ein hochgebildeter Kölner mir fast leidenschaftlich sagte: Wir Rheinländer sind gute Deutsche, aber keine Preußen — dieser Dinge, die nun glücklich in Vergessenheit geraten, muß man sich erinnern, um zu empfinden, daß wir eigentlich in der Hauptsache ein Wunder haben geschehen sehen. Fürst Bismarck sprach am 9. März vor dem Reichstage auch von der allgemeinen Teilnahme in der Welt an dem schmerzlichen Geschehe des kaiserlichen Hauses, und äußerte dabei: „Sie beweist, welches Vertrauen die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Es ist dies ein Erbteil, was des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Das Vertrauen, welches die Dynastie erworben hat, wird auf die Nation übertragen, trotz allem, was geschehen.“ Etwas dem entsprechendes ist denn auch innerhalb Deutschlands selbst vor sich gegangen, der Name Preußen hat da in wenigen Jahrzehnten langsam, aber sicher eine Färbung erhalten, einen Klang gewonnen, wie sie nötig waren für das Ganze, wenn es das freie, schöne Ganze in sich werden sollte, das nun alle empfinden oder vollends empfinden lernen. Diese Färbung und dieser Klang sind aber wohl wesentlich von Kaiser Wilhelm ausgegangen unter bester Mitwirkung seines Sohnes. Die gewaltige Interessenpolitik, die denn auch nicht ohne Gewalt auftreten konnte, hat ihre nötige Ergänzung gefunden durch Gemütspolitik von oben her, an der doch auch der große Kanzler seinen guten Teil hat.

Nun finden wir uns denn geeinigt in neuer Treue und Kraft, nicht bloß durch Vertragstreue, die zu fordern, allenfalls wohl zu erzwingen ist, sondern durch solche, die als freie Bewegung aus sich heraus zum Ganzen strebt, in dem alle Einzelnen sich nun erst recht selber finden, die Einzelleben im treuen Zusammenleben. Alle Kräfte der Zukunft sehen wir nun in dieser Richtung streben, und die noch widerstreben, lenken auch entweder allmählich ein oder sind gleich welken Blättern aus einem vergangenen Leben her, von dem sie in

sich weiter träumen; jeder Frühling hat ja noch welke Blätter aus dem vergangenen Jahre abzustößen.

So ist ein großes Leben heimgegangen zu seinem Gott, hinterläßt aber den Seinen ein großes Leben. Gerade die Trauer um ihn ließ uns erst voll empfinden, wie uns, längst von den Besten der Nation vorbereitet, aber durch ihn vollzogen, ein neues Leben, das lang ersehnte, endlich gegeben ist. Die Trauertage werden darin wie eine Höhe erscheinen, wie bei gleichen Fällen im Hausleben. Nun treu festhalten, was uns die Höhe hat sehen und empfinden lassen, das wäre die rechte Losung für unsern weitern Lebensweg in den Niederungen und Schlüften, durch die er noch führen wird. So erblüht aus der Trauer die beste Blüte, Treue mit freudiger Kraft und Zuversicht.



Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Dänischen überetzt von Mathilde Mann.

(Fortsetzung.)



er Befreiungsversuch, der diesem Bestreben zu Grunde lag, mißglückte. Sie versank wieder in ihre Träume, in die Träume ihrer Mädchenzeit, aber da war nur der eine Unterschied, daß jetzt keine Hoffnung diese Träume mehr erhellte; sie hatte gelernt, daß es nur Träume waren, ferne, verführerische Lustspiegelungen, die keine Sehnsucht der Welt auf ihre Erde herabzuziehen vermochte. Gab sie sich also diesen Träumen jetzt hin, so geschah es nur mit innerer Unruhe und trotz einer mahnenden Stimme, die ihr vorhielt, daß sie dem Trinker gleiche, der weiß, daß seine Leidenschaft verderblich ist, daß jeder neue Rausch seine Kräfte schwächt und die Macht seiner Leidenschaft vermehrt; aber die Stimme erklang vergebens, denn ein nüchtern gelebtes Leben, ohne das süße Laster der Träume, war ihr kein Leben, das wert war, gelebt zu werden — das Leben hatte ja nur den Wert, den ihm die Träume gaben.

So verschieden waren der Vater und die Mutter des kleinen Niels Lyhne, die beiden freundlichen Mächte, die, ohne sich dessen bewußt zu sein, einen Streit um seine junge Seele stritten, schon von dem Augenblicke an, wo sich eine Funke